



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Briefe schwarzer Schulkinder.

stehen, und so setzte ich mich nochmals in den Beichtstuhl. Und siehe da! Als ich um 3 Uhr aus der Kirche trat, kamen schon einzelne Gruppen von auswärts durch den kalten, feuchten Nebel zum Gotteshaus herangepilgert! —

Der Hauptgottesdienst wurde in die neue Kirche verlegt; es war der erste Gottesdienst in derselben. Die Aufstellung des Altars und die Auszumützung desselben hatte Fr. Benno mit seinen Schuljungen und die Schwestern übernommen. Beide Gruppen haben sich meisterhaft ihrer Aufgabe entledigt. Da dem Presbyterium noch die Decke fehlte, wurde der Altar in die Mitte des Schiffes vorgehoben und der große Bogen ganz mit Grün verdeckt. Aus dieser grünen Fläche trat gleichsam als Altarbild die lebensgroße Statue des hl. Joseph mit dem göttlichen Kinde so malerisch wie lebendig hervor. Auch die große neue Kirche war während der gottesdienstlichen Feier gedrängt voll, und bis zur Türe hinaus standen die Leute. Mächtig er tönte der Gesang in der weiten Halle und eine geisterung ergriß die Masse, wie ich sie noch nie gesehen! Da wurde einem jeden klar, welch inneren Wert ein schönes, großes Gotteshaus besitzt, das einer großen Feier genügenden Raum bietet.

Auch der Baumeister, unser lieber Bruder Nivard, der eben zugereist kam, freute sich darüber, daß er die Kirche in so großen Dimensionen angelegt hatte. Fest bin ich überzeugt, daß auch unsere Wohlstätter diese Freude geteilt hätten bei dem Gedanken, daß ihre Gaben in erster Linie zum Kirchenbau Verwendung fanden. Denn ein schönes, großes Gotteshaus, mitten im Heidenlande aufgebaut, ist und bleibt fürwahr ein Werk zur Ehre Gottes, und ein Triumph seines heiligen Namens."

Meine Reise ins Zululand.

Vom Hochw. P. Emanuel Hanisch.

Zululand! Welchen Reiz hat doch dieses Wort von jeher auf mich ausgeübt! Seines Land, ebenso reich an seltenen Natur Schönheiten, wie an historischen Ereignissen von tief ein schneidender Bedeutung, die eigentliche Heimat der weit verbreiteten Zulus, wo der gefürchtete Tschata, dieser südafrikanische Napoleon, einthaupte, und wo seine Nachkommen, wenn auch in minder einflußreicher Stellung heute noch wohnen, jetzt sollte ich es selber zum erstenmale schauen dürfen das fremde, merkwürdige Land, das, weil den schwarzen Eingeborenen reserviert, von der modernen Kultur bis zur Stunde fast unberührt geblieben ist. Was führte mich denn eigentlich dorthin? Nun, der Gründe waren mancherlei:

Schon öfters waren Kinder vom Zululand in den Mariannhillischen Missionschulen gewesen, waren dort getauft worden und kehrten dann später wieder in ihre Heimat zurück. Einige katholische Familien aus Centocow wanderten nach dem Zululande aus und bestürmten dann unsern Hochwürdigsten Abt, ihren ehemaligen Missionär, mit Bitten, doch einen Priester zu ihnen zu senden, damit sie wieder einmal die heiligen Sakramente empfangen könnten. Auch an mich selbst schrieben diese Leute wiederholt, und so kam es, daß ich schließlich mit dem Auftrag bertraut wurde, dorthin zu reisen.

Meine Vorbereitungen waren bald getroffen. Ein gewisser George Mjeleku, ein Christ aus Centocow, bot sich mir als Reisegenosse an, und Montag, den 17. Juni 1912, wollten wir zusammen abreisen. Tags zuvor veranstaltete mein treuer Mitarbeiter im Weinberge des Herrn, der Hochw. P. Thomas Neuschwanger, ein

kleines Abschiedskonzert. Unsere schwarze Musikapelle spielte ihre schönsten Weisen, und die Schulkinder führten einige interessante Spiele auf. Einer dieser strammen Jungen versteig sich sogar zu einer Rede, worin er mir unter andern guten Dingen wünschte, ich möge, wenn ich in den Hütten der Eingeborenen zu schlafen habe, von gewissen lästigen Blutsaugern möglichst verschont bleiben. Ich bedankte mich für diese freundliche Aufmerksamkeit und sagte allen Centocowern, schwarz und weiß, ein herzliches „Salani kahle“, behüte euch Gott!

Am nächsten Morgen ging es zu Pferd nach Xopo, wo ich beim dortigen Magistrat noch einige Geschäfte zu erledigen hatte. Liebvolle Gastfreundschaft und willkommene Nachtherberge aber fand ich auf unserer Nachbar-Station Mariatal. Tags darauf reiste ich mit der Bahn nach Mariannhill. Es war eine schöne Fahrt, die mich zuerst durch romantisches Hügelland mit Zuckerplantagen und später viele Stunden lang hart am Meerestrand vorbeiführte. Da lag der gewaltige Indische Ozean mit seiner ganzen Pracht zu meiner Rechten. Besonders schön war der Anblick gegen Abend, als die sinkende Sonne einen Purpurglanz über die endlose Fläche ergoß, daß die Wellen alle wie eitel Gold und Silber glänzten. Dabei ging die See so hoch, daß die brandenden Wogen beinahe den Bahndamm bespülten. Weit draußen aber segelte ein gewaltiger Dreimaster, dessen Takelwerk sich wie das Gerüst eines lustigen Hauses gegen den Himmel abhob.

Dazu dieser Verkehr, namentlich auf den Bahnhöfen, welche der Hafenstadt Durban schon näher lagen! Jedesmal, so oft der Zug hielt, wälzte sich ein ganzer Menschenstrom heran. Da gab es weiße, schwarze und braune Gesichter; stolze Engländer, Muhamedaner mit buntfarbigem Turban auf dem Kopfe, Hindus, mit kostbaren Ohren-, Nasen-, Fuß- und Armbändern geschmückt, und dazwischen in buntem Durcheinander stramme, mustulose Zulus in mehr als primitiver Bekleidung. Die allgemeine Hektik und der wilde Lärm wirkte aufregend auf die Nerven. Ich kaufte mir daher von einem vorbeilegenden Kuli um einen Penny eine Zeitung und setzte mich in eine Ecke des Coups, um sie in Ruhe zu lesen und so meine Ruhe zu haben.

Gut Beginnen! Was waren denn die Tagesneuigkeiten? Krieg zwischen Italien und der Türkei, der damals noch dauerte, drohende Unruhen in den Balkanstaaten, große Streiks in England und anderen Staaten, Raubmorde in Paris und New-York, Hinrichtung mehrerer Verbrecher, Selbstmord eines Millionärs, Bankrott einer großen Firma usw. usw. Siehe das Bild unserer hastenden, nimmer ruhenden, unglaublichen Zeit! Ich hatte genug, legte die Zeitung weg und ließ meinen Blick wieder hinausschweifen auf das große Weltmeer. Wie liegt es doch so groß und majestätisch da! Und wie sehr erinnert es mich an seinen unendlich großen Schöpfer, an den die hastenden Menschenkinder leider nur allzu wenig denken! —

Es wird Nacht. Still und friedlich blinken die Sternlein vom hohen Himmelsdome auf uns nieder. Noch ein kleines Stündchen, und ich bin an meinem heutigen Reiseziel angelangt, im trauten Mutterhaus Mariannhill.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe schwarzer Schulkinder.

(Schluß.)

Wir haben in den beiden vorhergehenden Nummern des Bergzmeinschicht einige Briefe der schwarzen Schul-

fuhren unserer Missionsstation „St. Barbara“, einer Filiale von Triashill in Rhodesia (Südafrika), veröffentlicht. Heute sollen auch die dortigen Mädchen zu Worte kommen. Die erste, die sich vernehmen lässt, ist die zwölfjährige Christina Mutetwa, ein sehr braves Mädchen, das schon mithilft, die Anfänger zu unterrichten. Sie schreibt.

St. Barbara School, 15. November 1912.

St. Barbara-Schule, 15. November 1912.

Wasikana wanodiwa, ndinoti tinofara ngekuti
Mädchen geliebte, ich sage, wir freuen uns,
munotipa nhumbi nambwe dzese. Tinoteta zwikuru
da Ihr uns gebet Sachen allzeit. Wir bitten besonders,
kuti mutumire zwee wamwe wadzidzisi. Tinofara
daß Ihr uns sendet noch mehr Lehrer. Wir freuen
ngekuti mwakatipa wadzidzisi. Ngatikumbire pana
uns, weil Ihr uns gabet Lehrer. Lasset uns bitten zu
Mwari kuti titambire zwakanaka masakramente ne
Gott, daß wir empfangen gut die Saframente und
kugara makristo akanaka. Mwari ucharinga kunemwi
leben wie Christen gute. Gott wird bliden zu Euch
nesu nge grasia. Asi ini ndinoti titumirenyi zwe
und zu uns mit Gnade. Aber ich sage, sendet uns noch
wapriester wazhinzhi tiri warombo kwazwo. Mwari
Priester viele: wir sind arm sehr. Gott
uchamukomborera ne wana wenyu wese. Ndicha-
wird Euch segnen und Kinder Eure alle. Ich will
bara zwe gore rinowuya. Ndinoda kupedza
schreiben wieder Jahr nächstes. Ich will schließen
masoko angu.
Neuigkeiten meine.

Ndini muduku wenyu Christina Mutetwa, ndiri

Ich kleine Ihre Christine Mutetwa, ich
kudzidza ku class 4. Good-bye.
lerne in Klasse 4. Adieu.

Ein zweites Mädchen, Luzia Osmund mit
Namen, recht brav, doch vaterlos und sehr arm, lässt sich
also vernehmen:

Wamayi wachena! Tinofara ngekuti munogara
Mütter weiße! Wir freuen uns, weil Ihr lebt
zwakanaka mberi kwe nyanza. Ndinoteta tumiranyi
glücklich jenseits des Meeres. Ich bitte, sendet
nhumbi we kune wafundisi wedu. Wasikana wari
Sachen doch zu den Lehrern unser! Mädchen jen-
mberi kwe nyanza nditumirenyi wo nhumbi dze kupefka
seits des Meeres, sendet mir doch Sachen, mich zu kleiden
nguwa ino ye Krisimusi, ndiri marambo mukuru kwazwo.
Zeit diese Weihnachten, ich bin arm sehr, sehr!
Ndinoteta zwizhinzhi tumiranyi nhumbi kuneni, mwana
Ich bitte herzlich, sendet Sachen zu mir, Kind
wenyu! Asi munatikumbirira pana Mwari knti atipe
eurem! Über bittet für uns zu Gott, daß er gebe
magrasia e kugara se makristo akanaka ne mwoyo
Gnaden zu leben als Christen gute mit Herzen
yakachena. Tinokumbira mutipe wapriste wakanaka
reinen. Wir bitten, gebet uns Priester gute
wo. Ndapedza masoko angu. Ndiri kudzidza
doch. Ich habe beendigt Neuigkeiten meine. Ich lerne
ku Class I, ndini Lusia Osmund, St. Barbara.
in Klasse I, ich Luzia Osmund, St. Barbara.

Den würdigen Abschluß bilde der Brief der wackeren
Magdalena Zenda, die ihre weißen Freun-
dinnen um einen Rock und ein Kopftuch bittet, damit sie

ordenlich gekleidet zur hl. Kommunion gehen könne.
Doch hören wir sie selbst; sie schreibt:

Wasikana wese we Yuropu, kaiwanyi!

Mädchen alle von Europa, seid begrüßt!

Tinoteta munditumire wo roko washamwari. Asi

Wir bitten, sendet mir doch Rock, Freunde. Aber
munondipa zwe duku ngekuti ndiri murombo kupinda
sendet mir auch Kopftuch, denn ich bin arm, mehr als
wese. Handine che kutambira
alle! Ich habe nicht (Kopftuch), um zu empfangen
sakramente re mu Altare. Wasikana munataura pana
hl. Saframent des Altars. Mädchen, bittet
wamayi wenyu. Munawanga wasikana wachena.
Mütter eure. Lebet wohl, Mädchen weiße!

Ndapedza masoko angu.

Habe beendet Neuigkeiten meine.

Ndini, Magdalena Zenda.

Ich, Magdalena Zenda.

In der Nähsschule.

Triashill, 20. Jan. 1913. — Tausend Dank und
ein herzliches „Bergelts Gott“ den edlen Wohltätern,
die uns zwei prächtige Nähmaschinen geschenkt! Eine
kleine Handnähmaschine soll in Bälde hier eintreffen,
auch für diese sagen wir zum voraus unsern besten, auf-
richtigsten Dank!

Ich wollte bloß, unsere geehrten Gönner und Wohl-
täter hätten Zeuge sein können von dem Jubel und der
Freude, welche diese Sachen bei unseren Kindern weckten!
Unsere Mädchen konnten kaum erwarten, bis die Kästen
geöffnet würden, und als dann endlich die Maschinen
ausgepackt und glücklich zusammengestellt waren, klatsch-
ten sie vor Freude in die Hände und hüpfen und tanzten
um dieselben herum und verschafften ohne Unterlaß, sie
wollten alle, oße nähen lernen! —

Eine der beiden Maschinen haben wir an unsere
Nebenstation „St. Barbara“ abgetreten, wo ebenfalls
viele lernbegierige Mädchen sind. Hier in Triashill
sind abwechselnd beständig fünf Mädchen auf der Näh-
maschine tätig; außerdem erhalten alle anderen hiesigen
Mädchen, sowie die Tages Schüler, also im ganzen über
100 Kinder, wöchentlich einen Tag Nähunterricht.

Wollen unsere geneigten Leser im Geiste Zeuge sein,
wie es in einer solchen schwarzen Nähsschule auf- und
zugeht? Kommt und seht! Lernbegierige Böflinge von
allen Altersstufen haben sich da eingefunden, von
kleinen 6—8jährigen Mädchen angefangen bis zum er-
grauten Mütterchen. Die Kleinen, die natürlich noch
nicht viel zustande bringen, sind daran, ihr alte Garde-
robe auszubessern. Ist übrigens auch ein Kunststück, denn
die Sachen sind oft so zerlumpt und zerrissen, daß man
kaum mehr erkennen kann, was sie denn eigentlich ur-
sprünglich gewesen sind. Die größeren Mädchen haben
meist neue Sachen in Arbeit: Hemden, Röckchen, Hös-
chen u. dgl., und sehen eine wahre Ehre darein, diese
Kleidungsstücke eigenhändig zu zuzuschneiden, wo-
zu sie von einer Missionsschwester die nötige Anleitung
erhalten haben.

Junge Mädchen lernen leicht, doch bei den alten
Weiblein geht es schwer. Sie wissen schon gar nicht,
wie sie denn ja ein feines, spitziges Ding, wie die
Nadel in die Hand nehmen sollen, ohne sich zu stechen;
manche kann auch nicht herausfinden, wie sie den Faden
durch die kleine Öse bringen soll, und wenn's dann